



Kleine Doppelgänger

Zwischen Horror und Kammerstück – Céline Sciammas brillanter neuer Film »Petite Maman«. **Von Robert Best**

Vor dem Baumhaus: Auf der Suche nach dem verlorenen Ball

Au revoir – auf Wiedersehen: Das ist Mantra und Refrain in Céline Sciammas neuem Film. Nelly, acht Jahre, nimmt Abschied von den Bewohnerinnen eines Altersheims. Dann räumt sie mit ihren Eltern das Haus der just verstorbenen, heißgeliebten Großmutter aus. Im Auto dorthin füttert sie die fahrende Mutter mit Erdnussflips und Limo. »Petite Maman« jongliert auf engstem Raum – sportliche 70 Minuten Spielzeit – mit Bildern, die lange nachhallen, weil Sciamma und ihr reduziert agierendes Ensemble ihnen viel Luft zum Atmen lassen. Und weil sie an universelle Erfahrungen andocken: die immerwährende, oft spielerisch vonstatten gehende Neujustierung des Verhältnisses von Schutzbedrohnen zu Erziehungsberechtigten.

Durch die halbdunkle, halbfremde Wohnung der Großmutter geht Nelly nachts zum Bett ihrer Mutter. Sie ist

besorgt. Hat sie sich von der Verstorbenen richtig verabschiedet? »Was hättest du denn gerne gesagt?« – »Au revoir.« Wie ein Echo die Mutter: »Au revoir.« Spricht sie für sich oder für die Großmutter? Am nächsten Morgen ist sie jedenfalls abgereist.

Am Abend zuvor im Kinderschlafzimmer: kunstvoll chaotische, echt französische Laken- und Deckenschichtung auf dem Bett, minimaler Lichteinfall durch die Vorhänge. Die Mutter verrät Nelly, was ihr als Kind Angst gemacht hatte: »Siehst du da das Fußende? Da ist immer ein schwarzer Panther gekommen.«

Und der Vater? Tragende Rollen gibt es für Cis-Männerfiguren in Sciammas Filmen fast nie. Dieser hier trägt zur allgemeinen Ambivalenz bei, zum Mäandern zwischen Bedrohlichkeit und Vertrauen. Was hat ihm denn Angst gemacht als Kind, fragt Nelly den Vater. »Dieses und jenes.« – »Sag

mir eine Sache.« Der Vater kniet sich auf Augenhöhe herab, das Gesicht ganz dicht an Nelly, schaut ihr in die Augen, flüstert: »Mein Vater« und lächelt sie blinzeln an.

Unverwandte Blicke, lange Korridore, suchende Kamerafahrten, Doppelgängerinnen und Setzkästen für Memorabilia aller Art tun in »Petite Maman« das ihre, damit sich Horror und Kammerstück die Waage halten.

Ein zwillingsgleiches Mädchen taucht auf, Marion. Nelly spielt im Waldstück vorm Haus Jokari, ein Schlagballspiel. Dann der »Rabbit-hole«-Moment: Der Ball geht verloren, auf der Suche findet Nelly das Baumhaus, das ihre Mutter als Kind gebaut haben muss. Daneben steht Marion. Es folgt eine raffinierte, phantastisch gespielte Annäherung der beiden Kinder, die ihre Freude, Ängste und Trauer teilen. Sie spielen das mehr als klassische

Krimibrettspiel Cluedo. Nelly bekommt viele Rollen. Marion hat nur eine, die »Gräfin«: »Ich habe ja auch eine viel größere Rolle als du.« Wen Marion abseits von Cluedo darstellt, wird bald klar, doch Sciamma hält viele Interpretationen offen. Kinderspiel und Realität nähern sich einander an, die Grenzen verwischen.

Auch wenn »Petite Maman« nicht in der gleichen Liga spielt wie ihre Meisterwerke »Portrait einer jungen Frau in Flammen« und »Mädchenbande«: Sciamma avanciert unaufhaltsam zu Frankreichs, wenn nicht Europas bester Regisseurin. Als Drehbuchautorin zählt sie gleichfalls zur Topriege, wie ab April in der Comiadaption »Wo in Paris die Sonne aufgeht« zu bestaunen sein wird.

■ »Petite Maman – Als wir Kinder waren«, Regie: Céline Sciamma, Frankreich 2021, 72 Min., Kinostart heute

Gesprengte Ketten

Aufarbeitung rassistischer Unrechtsjustiz: Die Fernsehserie »For Life«

Als Aaron Wallace (Nicholas Pinnock) nach neunehalb Jahren das Gefängnis verlässt, jubeln ihm seine Mitgefangenen zu und wünschen ihm Glück. Wallace hat etwas Unmögliches vollbracht: Als ehemaliger Nachtclubbesitzer war er wegen Drogenhandels zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt worden – zu Unrecht. Doch statt zu resignieren, bildet er sich in Fernkursen und in der Gefängnisbibliothek fort, absolviert ein juristisches Staatsexamen, erwirbt eine Lizenz als Rechtsanwalt und erreicht schließlich die Revision seines eigenen Falls.

Das Urteil wird aufgehoben, Wallace tritt den Weg in die Freiheit an, in Zeitlupe, wie es sich für einen hoch emotionalen Moment gehört. Unterlegt ist der Gang durch den Gefängnis-korridor mit dem Song »Colors« der Black Pumas, einer Neo-Soul-Hymne über Vergebung und Reinwaschung: »It's a good day to be, a good day for me, a good day to see my favorite colors.«

Wallaces Passionsweg nach draußen schließt einen schmerzlichen Verlust

mit ein: Seine Mitgefangenen, von denen viele genauso unschuldig einsitzen, wie er es tat, bitten ihn, sie nicht zu vergessen: »Don't forget«, geben sie ihm aus ihren Zellen mit auf den Weg. »I won't«, verspricht er.

»Never Stop Fighting« lautet Wallaces Motto – das ist auch der Titel der ersten Folge der zweiten Staffel von »For Life« (»lebenslänglich«), die es über den US-amerikanischen Sender ABC nun auf die deutsche Netflix-Plattform geschafft hat. Die Mischung aus Justiz- und Gefängnisdrama folgt der realen Geschichte von Isaac Wright Jr., dem das Kunststück gelang, sich mit Hilfe juristischer und detektivischer Kleinarbeit aus den Ketten des US-amerikanischen Justizapparats zu befreien. Zusammen mit Curtis »50 Cent« Jones (als brutaler Gefängnisinsasse Cassius Dawkins) gehört Wright, der 2021 zur New Yorker Bürgermeisterwahl antrat, zum Produktionsteam der Serie, die sich freilich erzählerische Freiheiten herausnimmt, um den wahren Hintergrund dramaturgisch aufzubereiten.

Die Intensität, mit der das gelingt,

ist stellenweise atemberaubend, was nicht zuletzt an der Leistung von Nicholas Pinnock in der Hauptrolle liegt. Der Exanwalt und Exalkoholiker Henry Roswell (Timothy Busfield), der ebenfalls Mut aus der Verzweiflung schöpft, agiert als verbündeter Botschafter in der Außenwelt, übermittelt ihm wertvolle Informationen. Gemeinsam geben beide ein denkwürdiges Filmpaar ab, das die Furchtlosigkeit vor den bestehenden Machtverhältnissen zum Prinzip eigenen Überlebens erklärt. Die Korruption, das zeigt sich bald, reicht bis ins Büro von Glen Maskins (Boris McGiver), dem Generalstaatsanwalt von New York.

»For Life« ist wie die Netflix-Serie »When They See Us« über die »Central Park Five« eine fiktionale Aufarbeitung rassistischen Unrechts. Auch wenn diese Perspektive nicht im Zentrum der Handlung steht, lässt sie sich doch nicht übersehen, etwa wenn Wallace den Staatsanwalt fragt, ob er wohl auch als weißer Nachtclubbesitzer verurteilt worden wäre. Laut der Bürgerrechtsorganisation NAACP werden in den USA schwarze Menschen mehr als fünfmal so oft zu Gefängnisstrafen verurteilt wie weiße. Fast ein Sechstel der schwarzen Männer zwischen 25 und 54 Jahren kommt so dem öffentlichen Leben abhanden – sie fehlen als Arbeiter, Wähler und Steuerzahler, als Familienväter und Stützen der

Communities. Als er nach einem verlorenen Jahrzehnt, nun als Großvater zu seiner Frau (Joy Bryant) und Tochter (Tyla Harris) zurückkehrt, zeigen sich – auch das ist eine bemerkenswerte Facette der Serie – die zerstörerischen Auswirkungen einer rassistischen Justiz auf schwarze Familien. Allerdings droht dieser Konflikt im Vergleich zur harten Gefängnisrealität in kitschige Gefilde abzugleiten.

Die Schikanen gegen Wallace hören freilich nicht auf, als er in Freiheit ist. Als Anwalt vertritt er Justizopfer, während die Wirklichkeit – mit dem Mord an George Floyd und den Protesten der Black-Lives-Matter-Bewegung – die Fiktion einholt. Wallaces größter Fall, die Geschichte um Andy Josiah, dem Polizisten vor den Augen seines Sohnes bei einer Verkehrskontrolle in den Rücken schießen, ist unverkennbar an den Fall von Jacob Blake angelehnt, der in Kenosha, Wisconsin auf gleiche Art lebensgefährlich verletzt und, obwohl durch die Schüsse gelähmt, noch mit Handschellen ans Bettgestell gefesselt wurde. Anders als Blake stirbt Josiah, derweil Wallace seinen Prozess gegen Polizeiwillkür und Vertuschung stellvertretend für die Bevölkerung seines Landes führt. Im Namen ihrer Wut und ihrer Trauer.

Hannes Klug
■ »For Life«, USA 2020/21, Staffel 2, zehn Episoden à 43 Minuten, bei Netflix

Jetzt auch Frankreich

Nach Deutschland will auch Frankreich angesichts der russischen Invasion ukrainische Künstler mit einem Fonds von einer Million Euro unterstützen. Mit dem Geld wolle man Künstlern und Kulturschaffenden helfen, die nach Frankreich kommen wollen, bestätigte das französische Kulturministerium. Die Unterstützung soll unter anderem in Form von Forschungsstipendien, Förderung künstlerischer Projekte und Künstlerresidenzen erfolgen. Ein zusätzlicher Betrag von 300.000 Euro wird auch für die Aufnahme von Studentinnen und Studenten in französische Kunstschulen bereitgestellt. Für Deutschland hatte Kulturstaatministerin Claudia Roth (Grüne) bereits ein Soforthilfsprogramm von einer Million Euro für ukrainische Künstlerinnen und Künstler angekündigt.

(dpa/iW)

In Da Club



Rapper 50 Cent tourt durch Europa und gibt am 25. Juni sein einziges Deutschland-Konzert in Berlin. Der US-Musiker tritt bei seiner Tournee durch 50 Städte auch in der Mercedes-Benz-Arena am Ostbahnhof auf. Nach Angaben der Veranstalter vom Mittwoch ist es der erste Auftritt hierzulande nach zwölf Jahren. Vor kurzem war 50 Cent als Überraschungsgast in der Halbzeitshow beim American-Football-Spektakel Super Bowl dabei. Der Rapper hing dabei zu Beginn seines Auftritts wie im Video seines größten Hits »In Da Club« kopfüber von der Decke.

(dpa/iW)

Mit Verspätung

Der Konrad-Duden-Preis 2021 des Dudenverlages und der Stadt Mannheim wurde am Mittwoch der Sprachwissenschaftlerin Christa Dürscheid verliehen. Die Professorin von der Universität Zürich erhält den mit 12.500 Euro dotierten Preis wegen der Coronapandemie mit einjähriger Verspätung in der Kunsthalle Mannheim. Die international renommierte Germanistin, die 1959 in Kehl geboren wurde, wird für ihre herausragende Forschung zur deutschen Gegenwartssprache geehrt. Gegenstand ihrer Arbeiten sind unter anderem die Jugendsprache und die Auswirkungen des Internets auf die Kommunikation.

(dpa/iW)